

Amerikanischer Wille, nehmen in Amerika die Frauen ein. So viel Günstiges ich über Amerika berichten kann, über die amerikanischen Frauen weiß ich nichts zu sagen, das sie vor ihren Schwägern in Deutschland auszeichnet, wohl aber Vieles, was sie weniger günstig dabein läßt. Daß sie sich in hervorragenden Mäßen am öffentlichen Leben beteiligen, ist in meinen Augen kein Vorzug. Angenblicklich halten sie öffentliche Frauenvereine ab, um in demselben Reden und Resolutionen gegen die Defining der Chicagoer Ausstellung an den Sonntagen zu protestieren. Es giebt überhaupt kaum eine Sache, in die sie sich nicht mischen. Am leichtesten bringen sie es fertig, sich den Beschäftigungen zu entfremden, welche in Deutschland die Domäne der Frauenwelt bilden. Sie besuchen die Männer gut zu „sehen“. In den Häusern, wo kein Dienstmädchen ist, herrscht der allgemeine Gebrauch, daß der Mann, bevor er zur Arbeit geht, das Feuer anmacht, Kaffee kocht und den Frühstückstisch bereitet. Ist alles fertig, so erhebt sich die „Gnädige“, und während der Mann sein launes Engagement vertritt, läßt sie sehr wenig. Sicher vermag sie aber nicht, sich um 4 Uhr nachmittags zu erheben. Am Sonabend abend fordert sie den ganzen Morgen des Mannes und läßt ihn nur ungenügend einen halben Dollar für seinen Privatgebrauch. So geht es in den reicheren Klassen zu und in den höheren ist es dementsprechend. Man könnte nun einwenden, dies habe doch Vieles für sich, denn so lebte der Mann häuslich und solide. Aber andere Erfahrungen sprechen das Gegenbild, denn Amerika hatte in den letzten zwanzig Jahren 300,000 Ehescheidungen, d. h. ebensoviele als alle sechs europäischen Großmächte zusammen genommen. Wenn der Mann nicht ganz nach der Weisheit seines Frau samt, läßt diese sich sofort scheiden. In Ermangelung eines andern Grundes wegen „Grazie sein“. Dazu gehören schwere Wirtwürde und Gott weiß sonst noch etwas. Mit diesen Klagen bringt die Frau immerhin, die Gegenüberung privilegiert das Weib weit über das Maß hinaus. Gewiß werden in Europa die Frauen vielfach zu sehr behandelt, aber die Fräulein der amerikanischen Provis lassen diese als noch schlimmer erscheinen. Vielfach sieht man hier Frauen ein ganz unweibliches Gebahren zum Schaden tragen, ihre Körperhaltung, ihre ungewohnte Konversation, überhaupt ihre ganzes Tun und Treiben verliessen gegen das weibliche Gefühl. Dabei verlangen sie, von den Männern wie ein Knabe behandelt zu werden. Sie arbeiten nicht gern, vor allem thun sie keine „groben“ Arbeiten. Den jungen Mädchen gefällt es besser, Verkäuferin oder Buchhalterin zu sein, als in der Küche zu wirken. Haben sie einen männlichen Freund, so geben sie ohne Erlaubnis der Eltern mit diesem zum Theater, zu Konzerten etc.; erhebt der Vater schickternen Protest, so heirathen sie den Mann einfach ohne seine Erlaubnis oder gehen aus dem Hause. Am einschüchtern die Deutschen, wenn sie eine Amerikanerin betrachten. Allerdings sind die Deutschen bei den Yankee-Damen sehr schlecht angezehen, letztere entziehen sich nicht leicht, einen Deutschen mit ihrer Hand zu beglücken; denen sie überhaupt vorziehen, sie hätten so „bride faces“ (bräutliche Gesichter). Diese Abneigung beruht auf Gegenfälligkeit. Deutschen betrachten am liebsten ein Mädchen aus ihrer Heimath und sie thun wohl daran.

Japanische Ehe. Ein italienischer Deutscher, der sich in Yokohama mit einer Japanerin verheirathet und jetzt in Neapel lebt, schreibt über seinen Ehestand: „Es ist letzter, daß die Japaner sich entschließen können, eine Tochter einem Europäer zu geben; denn diese sind bei ihnen sehr schlecht angezehen und geradezu verhasst. Sie sagen z. B.: Der Europäer schämt sich, sich unverhüllt zu zeigen, da er sehr lässlich gebaut ist, aber er schämt sich nicht, zu lügen und zu betrügen. Der Japaner schämt sich dagegen zu lügen und zu betrügen, aber schämt sich nicht, sich ohne Gewand sehen zu lassen. Kommt es dennoch zu einem Ehevertrage, so geht die ganze Gesellschaft ins Gemeindegewand. Der Europäer muß dabei auch einen Anstrich haben. Der meiste war der italienische Konsul in Yokohama, der mit auch die ganze Hochzeitsgesellschaft kombinirt hat. Der erste Ehekontakt wird für drei Jahre geschlossen. Wenn man sich nicht verträgt, hat man nach diesen drei Jahren das Recht, sich ohne weiteres zu verlassen. Sind Kinder vorhanden, so folgen sie der Mutter. Ich möchte in meinem Falle ihr und den Kindern die Mitsprache nach Japan zahlen. Der zweite Kontakt wird nach Ablauf des ersten auf fünf Jahre geschlossen. Er kann nur von dem Gerichte gelöst werden, das auch über das Schicksal der Kinder entscheidet. Der dritte Kontakt dauert lebenslänglich und schließt die gerichtliche Scheidung aus. Bei diesem sehr vernünftigen — ? Die Heirath. — Gewisse Kommt es sehr selten vor, daß die Eheleute scheiden, da jeder der Gatten sich in acht nimmt vor Beleidigung, Mißhandlung oder „Unter-den-Handel-Bringen“. Die Erziehung der Mädchen geht darauf aus, daß sie dem Manne in allem helfen, ihn immer bei guter Laune zu erhalten suchen und ihn erheitern, wenn er mürrisch nach Hause kommt, ihn abzumachen und abzuscheuern, — der Bräutigam meint wohl die Würdlichkeit, oder sollte die Japanerin auch die Wille einer „Mausche“ spielen? — überhaupt

immer bedächtig reinlich zu sein. Im Hause darf kein Stäubchen liegen bleiben. Alles wird täglich gewaschen und gepulvt, so daß man nichts mehr da findet, wo man es hingestellt hat, was nicht oft in Verzweiflung bringt. Geld bekommt die Braut oder Frau niemals. Bei den Vermehren muß der Mann noch etwas der Familie geben. Nach dem Tode geht die ganze Erbschaft an die Witwe oder nächsten männlichen Verwandten über, nie an die Töchter.

Augenblicksbilder aus Rom. Im „Aufsauer“, in der neuesten Nummer dieses hamburger Literaturblattes, giebt Richard Clob unter dem Titel „Deutschland in Rom, Augenblicksbilder“, u. a. folgende zwei etwas lakonisch gehaltene, aber fast nicht unwahre „Vorträge“: Frau Geheimerath Lehmann: Braunjelbende Existenz. Alter: 39a. Gleich der Morgenstunde: — Gold im Munde. Temperament: Golerisch-atrabillös. Momentane Gegenstände edlen Bornes: aufgebommerte Römerinnen, ungebildete Betturkin, die kein Wort Deutsch verstehen, Ungerechtigkeit der jungen Römer, die — nur immer ihre beiden „Meechen“ ansehen; chronischer Gegenstand edlen Bornes: Der Geheimerath Lehmann, Ritter v. d. H. Findet die Malerei im allgemeinen unmoralisch, Skulptur bito. Hebet hauptsächlich von „unseren Kreisen“. Wenet häufig das Wort „lächerlich“ an, spricht es aber „lächerlich“ aus. Findet Italien im Grunde ihres Scharzes abentheuerlich und lehnt sich nach Kachelöfen und geböhten Fußböden zurück. — Max Beck, Handlungs-Weisender. Artikel: Parfümerie-Waaren. Kleidung: Ost-London-Fashion-Simit. Kravatte ka do sieele! Stumpfnose, goldenes Vincenz. Scheitel: Garde-Weillerie. Wohnung: Reichthumsbauern. Konversation: Weltmarkt, Weite, Politik, Ehelebe, ihre oheok, Weltmarkt, zu hohe Parfüm des St. Peter, Holzgänger Schule, Eisenfabrikation, keine Erhebungen, keine „Bergungen“ zur künftigen Astrologie. Kennt alle Sprachen, macht mit allen Kustieren und Kellnern aus italienisch Weise — wenn Deutsche zugegen sind — und behält böslich unberthanden. Kennt Dienstmleute und „Kuchenvierthe“, „signore“, heißt den Weintener heraus und trinkt mit weißer Wiener filtrirten Esig. Ertründigt sich schon am Bahnhofe nach den — — Vergnügungsalalen der Stadt. Weiß alles, kennt alles und alle. Befähigkeit bleibt meist — feinerleis.

Geistesgegenwart einer Willkürstochter. Von der Geistesgegenwart einer neuwörter Willkürstochter erzählt man folgende hübsche Anekdote: Ein junger Herr, welcher der reichen Dame den Hof machte und nicht ohne Aussicht war, ließ das Dienstmädchen allein in dem Empfangsalon und benutzte die Gelegenheit, demselben ein ein Kuß zu geben. Die junge Dame kam dazu und sagte mit der größten Würde: „Warum, ich habe dir doch empfangen, deine Besucher in der Geistesstube zu empfangen.“ Sie wandte sich um und verschwand.

Die Voranschauende. Gatte: Foll's ich heute nicht zum Essen kommen kann, ichide ich dir eine Kobpöstarie. — Gattin: Ach das ist nicht mehr nöthig! Ich habe sie schon aus deiner Paletotische genommen!

Vorschlag zur Güte. „Ach Herr Nachbar, können Sie denn das Bierhändlerpöhlen Ihrer Fräulein Tochter gar nicht ein wenig einschränken?“ — Wissen Sie was, junger Mann, heirathen Sie eine e — dann hat's gleich ein Ende!

Moderne Anthologie.

Sommermontag.
(Aus dem noch unerschienenen lyrischen Nachlaß.)
Wie, bin ich in schattigen Laubwald's Zeit
Schon drei der Stunden geblieben?
Hah ich doch brauchen den Rest der Welt
Schier ganz und gar vertrieben.
Du bist heute bräutender Mittagglanz,
Wie liegt du so golden gebrüht
Am Hügel und An' — Nur den Altemung Pan's
Verarmt, nur die Grenze bestrüht.
Buriel zur Stadt nur schlend' ich gemacht,
Sie stimmt mir Sonnenscheine,
Es blinten die Biegel auf jedem-Dach,
Es sitzen die Pfaffenheute.
Aus der Kirche wegen die Reutchen sein,
In Händen das glühende Bündeln,
Und neben den Wärtchen die Sangräteln,
Wie neben der Heune die Mädchen.
D Sonntag'sfreunde, wie spieltst du ichon
In des Laubwald's goldenen Wärdern:
Doch wahrlich noch reitender istst du zu sehn
Auf den rosigen Wärdengängen.
Robert Hamerling.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 117. Halle a. d. S., Sonnabend den 20. Mai 1893.

Den Herrn im Hause.

Humoristischer Roman von Heinrich Volkrat Schumacher.

Er knüpfte die improvisirte Hängematte ab und hing sie sich über die Schultern. Herr von Rohnsdorff athmete erleichtert auf. Doch wirklich ein prächtvoller Mensch, dieser Rabob! Zu allem stets bereit, nicht ein Wort des Vorwurfs! Gewiß würde es nicht gar zu schwer sein, ihn zur Hergabe einer Hypothek auf Hohenbüsch zu bewegen; einer Hypothek allerdings zur letzten Stelle, aber was konnte das diesem Wittwer einer wüthigen Fürstin schaden? Der verunglückte noch nicht, wenn sich ein kleiner Bruchtheil seines unermeßlichen Vermögens auch einmal nicht vermiete. Und so hob der Freiherr die alte, gestrickte, schwere Reisejacke lächelnd auf und ging voran; ihm folgte Herr von Engstrand mit der Hängematte, Frau Henrich mit einem Seuzler und Biisch mit dem Hammer und mit den Nägeln, die er beim Aufstopfen der Körper im Pavillon-dache hatte gebrauchen wollen.

Wops und ein Winhund gegenüber stehen, die beide auf denselben Knochen lauern.
Die Dorfzehr lud an zu schlagen. Jordan kam nicht. Der Freiherr hätte beinahe laut geschluchzt. Stimmengleichheit würde eine Stichwahl nöthig machen, bis dahin aber würde der Wechsel längst verfallen und der Konkurs Rochus von Rohnsdorff ausgebrochen sein. Wenn nicht Ulla...
Es schloß ihm liebend heiß ins Saup; am liebsten hätte er das Wopsgeflücht da drüben zwischen seinen Füßen germalmt. Da dies jedoch nicht anging, so bemühte er sich, einen Knopf seines Regenmantels abzdrehen. Es war ihm, als sei dieser Knopf ein gemiffer Korb. Endlich riß er...
Und während dessen lächelte der Freiherr, lächelte immerfort, lächelte schadenfroh, triumphirend, spig.
Auchso war glücklich. Wenn er wirklich nicht gewöhnt wurde, so schadete ihm das persönlich ja nicht das Geringste. Die ganze Geschichte hatte er ja nur zum Spaß angefaßt. Und zum Spaß brauchte er sich jedenfalls keinen Knopf abzudrehen.
Die Uhr hatte ausgeschlagen, erst zwölf helle, dann riet bunte Schläge. Die ersten klangen Herrn von Rohnsdorff wie das höfliche Röhren eines Kolobds, die letzteren wie die exakten, stets treffenden Schläge eines Tischlerhammers auf die Nägel seines Sarges. Er dachte nicht daran, daß man für gewöhnlich mehr als vier Nägel zu einem Sarge braucht.
Der Kreisfchreiber erhob sich von seinem Stuhle vor der Urne und, der Gemeindevorsteher, der die Stelle des Protokollführers vertrat, richtete seine Papiere zurecht und tauchte seine Feder in das vor ihm stehende, schmutzige Tintenfaß mit einer Würde, als sei er ein König und habe eben ein Tobesurtheil zu unterschreiben. Die Gemeinderäthe, die sich schon vorher nach Parteien getrennt und einander mit grimmiigen Blicken gemessen hatten, drängten sich um ihre Führer.
„Der Wahlakt ist geschlossen!“ erklärte der Kreisfchreiber.
„Wollten die Anwesenden sich von der Unverlettheit der Siegel an der Urne überzeugen?“
Auchso auf der einen, der Freiherr auf der andern Seite beugten sich prüfend über diese Urne, die ein verregelter Cigarrenkasten war, in dessen Deckel man eine Ritze zum Durchfließen der Wahlpötel geschnitten hatte.
„Solovado!“ sagte Herr v. Rohnsdorff zerkürrt.
„Claro!“ entgegnete der Wärtler ebenjo.
Der Kreisfchreiber öffnete, um den obersten Zettel herauszunehmen und dem Protokollführer zu ditieren.
„Schneidermeister Wertens!“
Alle lächelten. Die Sozialdemokratie marschirte an der Spitze.
Dann nannte der Kreisfchreiber einen andern Namen, darauf denselben noch einmal, zweimal, dreimal, in Summa zehnmal, denselben und immer denselben. Sämmtliche Gemeinderäthe von Hohenbüsch, mit Ausnahme des Sozialdemokraten und eines noch unbefamten Zweiten hatten sich in seltener Einmüthigkeit auf einen einzigen Kandidaten betheiliget.
Und dennoch schien das niemanden zu freuen. Eine lautlose Stille herrschte in dem Zimmer, die Lust war trotz des strömenden Regens draußen so schwül, als sei sie mit Elektrizität geladen.
Der Humor von Hohenbüsch konnte nicht zum Durchbruch gelangen.
„Ich konstatire also“, begann der Kreisfchreiber nach einer Weile wieder, „daß...“
„Halt! Um Gotteswillen, halt!“ unterbroch ihn von draußen eine schreie Stimme. Die Thür wurde aufgerissen und herein stürmte, einen Wahlpötel hoch in der Hand haltend,

Der Schwiegersohn des Rabob ließ sich durch die Einladung in seiner Beschäftigung nicht stören, die darin bestand, daß er auf einen Stuhl sitz und von dort aus in die Hängematte glitt.
„Sieber Rochus!“ entgegnete er dann, die Augen schließend.
„Ich bin dir sehr dankbar für die Ehre; aber was soll ich armer, alter Mensch in einer großen Gesellschaft? Laß mich in meinem bequemen Winkel und —“ er legte sich die gestrickte Reisejacke auf den Leib — „zudem habe ich noch volle zwei Stunden zu schlafen, um mein tägliches Quantum zu absolviren. Zum Souper, später vielleicht... wenn du erlaubst, laß ich mir in der Küche eine Kleinigkeit...“

Er verstimmete und gleich darauf verriethen seine tiefen, regelmäßigen Athemzüge, daß er entschlummert war. Rochus blieb noch eine Weile vor ihm stehen, dann hob er vorzüglich und geräuschlos die Reisejacke mit zwei zusammengeboogenen Fingern in die Höhe, um ihr Gewicht zu prüfen.
„Um!“ murmelte er vor sich hin, „ob es Gold ist? Oder nur Silber? Oder am Ende gar Brillanten?“
Er fuhr zusammen und ließ erschreckt die Schagkammer des Niders auf seinen Körper zurückfallen. Engstrand regte sich nicht; nur um seine Mundwinkel zuckte es, wie sonst in einem Lächeln.
Die Stuhlfuhr auf der Konsole über dem Kanapee hatte vier Uhr geschlagen. Sie ging fünf Minuten nach der Dorfzehr vor. Er würde also gerade zur rechten Zeit kommen, um der Eröffnung der Wahlurne und der Konstatirung des Wahlergebnisses beizuwohnen.
Als der Freiherr das Schulzimmer betrat, fehlte nach der Driszeit genau noch eine halbe Minute an vier Uhr. Er war der Letzte. Keller und Jordan waren nicht zugegen. Wo war Keller? Ah, jedenfalls suchte er den Schullehrer noch im letzten Moment heranzuschleppen.
Gerade Herrn von Rohnsdorff gegenüber, am anderen Ende der Schulbank, auf welcher die Urne stand, lehnte Rochus auch. Ihre Augen begegneten sich. Herr von Rohnsdorff sah das feste, glänzende Gesicht des Wärtlers sich zu einem breiten, schadenfroh, triumphirenden Lachen verziehen. Der glaubte wohl, den Sieg schon in der Tasche zu haben? Dho!

Nach der Freiherr lehnte sich nun so nachlässig wie möglich an sein Bankende, und auch er lachte, schadenfroh und triumphirend, jedoch nicht breit. Sein Gesicht eignete sich nicht dazu. Er lachte daher spig.
Und so blieben sie stehen, Auge in Auge, wie sich wohl ein

Wie die Redaktion verantwortlich: Albert Gerling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

mit dunkelgerötetem Gesicht, wirren Haaren, stolpernden Füßen und angstvoll herausquellenden Augen, Jordan, der Schullehrer.

„Endlich ist's nicht geworden in mir!“ leuchtete er. „Beim achten Glase! Fort mit den besitzenden Parteien, die der Besitz interessiert macht, fort mit der Sozialdemokratie, die in ihrem Egoismus nur sich selbst wäscht! Die wahre Spitze der Gemeinde kann nur ein Mensch sein, der sich um niemand zu kümmern braucht, der ohne Selbstsucht über den Parteien thronet, ein Mensch, der nichts, auch nichts sein Eigen nennt. Und diesen seltenen Menschen — ich habe ihn entdeckt. Hier ist mein Wahlzettel, der die Entscheidung bringt dem zwiespältigen Volke!“

„Und mit einer grandiosen Bewegung wollte er den Zettel in die Urne werfen. Der Kreisfänger hielt ihn zurück. „Der Wahlzettel ist geschlossen.“ sagte er in seinem trockenen Altensofasessel-Tone. „Es werden keine Stimmen mehr angenommen!“

Jordan starrte ihn einen Augenblick verblüfft an, dann sank er gekrochen auf das Trittbrett des Rathes hinter ihm. „Geschlossen!“ stöhnte er. „Nicht mehr angenommen! Und ich habe wochenlang über dieses Problem nachgedacht, gegrübelt bis zum Wahnsinn! Meine Augen in der Schule und darüber denn am Abend, die Mädchen natürlich noch dimmer, jeden Morgen bin ich wie zerfallen aufgefunden, jeden Abend aus einer Wahlversammlung hinausgeschleudert, und jede Nacht hab' ich gelegen wie ein Sack, und nun, da die Erlösung und das Heil gekommen, nun — zu spät! zu spät!“

Er ließ das Haupt auf die Brust sinken. „Aber wen wollten Sie denn wählen?“ fragte der Kreisfänger beifällig.

Jordan fuhr wieder auf und trat mitten in das Zimmer, zwischen die einig-feindlichen Parteien.

„Wen anders,“ sagte er voll unüberstehlicher Ueberzeugung, „als den Einzigen, der es vermocht hätte, die gegnerischen Interessen mit einander auszuheilen, den Einzigen, der über dem Streit steht, — Edmund Keller!“

„Es war, als habe sich die ganze, angeammelte Elektrizität des Zimmers mit einem einzigen Knall entladen. Ein furchtbarer Tumult brach los.“

„Wen wollen Sie wählen?“ schrie Tuppelchen, der Postmeister. „Keller?“

„Diesen Zeitretter?“ brüllte Bauer Kersten.

„Den Verräter?“ Aepfeler Höfcher.

„Den Hochappler?“ Den Beppreller?“ Rüd und Großjohann zugleich.

„Den Zettelfälscher?“ den . . .“

„Mehr vermochte Jordan nicht zu untercheiden. Die lange himmelgehürigte Galle stieg ihm in's Blut.“

„Ja!“ suchte er dagegen, indem er seinen Regenschirm aufspannte. „Ja! Ja! Ja! Keller! Edmund Keller!“

„Aber der ist ja bereits mit allen gegen eine Stimme gewählt!“ lachte der Kreisfänger, während der Gemeindevorstand das Protokoll und die Wahlzettel in die rechte, seinen Dejan in die linke Hand nahm, um mit angstvoll emporgesträubten Haaren aus dem Schulhaus zu flüchten.“

„Der ist gewählt? Kei . . .?“ stammelte Jordan. Dann flammelte er nicht mehr. „Schönganz auf ihn herniederzusehende Kränze ließen ihn nicht dazu kommen.“

Der Humor von Hohenbüch war zum Durchbruch gelangt. Der Freiherr von Rohnsdorff und der Müller Ludnow lebten noch immer, jeder an einem Ende der Bank. Aber ihre Gesichter lächelten nicht mehr schadenfroh und triumphierend, weder spitz, noch breit.

Weiben, Winhund und Wops, war der Knochen vor der Nase eingeschunden.

13. Kapitel.

Herr von Rohnsdorff ging wie betäubt ins Schloß zurück. Das heißt, er stürzte mehr, als er ging. Und dabei gestikulirte er heftig mit den Armen und stieß furchtbare Verwünschungen aus. Und bei jedem Kraftworte trat er mit voller Wucht in eine der vielen Pfützen der Straße. Als zermalmte er damit diese ganze, schlechte Welt.

„Amerikanische Agitationsmethode! Na ja, was kann aus einer Republik Gutes kommen! Diese Proletariat, diese Bagabunden! Mit unserm Gelde! — Denn ich sah's ihm an, dem Ludnow, auch er ist von dem Gaubieb eingeeifert worden! Alle sind eingeeifert, alle, alle! Der Hallunke! Der Schurke! Herrgott, dieser Keller, dieser Barbier, wo hat er die Gaunerei nur gelernt? Ein solcher Staatsstreich — meisterhaft, einfach meisterhaft! Donnerwetter, was wäre aus dem für ein Minister geworden! Großartig! Eigentlich verdiente er, daß man . . .“

Voll Bewunderung blieb er mitten auf der Straße in einer Wasserlache stehen. Dann begann er sich und ging weiter. „Aber das wäscht mir die Blamage nicht ab!“ murmelte er. „Denn zweifellos, ich bin blamirt, wenn es herauskommt! Freilich Ludnow auch, aber . . . Und meine Hypothek! Meine Hypothek! Es hilft nichts, Engländer muß . . .“

Vor dem Schloße angekommen, richtete er sich auf und legte sein Gesicht in trümpfrend lächelnde Falten. Dann ging er geradenwegs ins Speisezimmer.

„Kinder,“ hatte Landrath Graf Sternberg fünf Minuten nach Bier gesagt, „wer weiß, wie lange Rodus da unten bei der Wahl zu thun hat. Ich keine unsere Leute. Sie werden ihren neuen Gemeindevorsteher nicht aus den Händen lassen, bis ein Haß Bier unter dem Tisch liegt und er ihnen kräftig zugekrumt hat. Was meinen Sie, Frau Henriette, wenn wir während dessen anfangen? Wir könnten Rodus dann auch auf solenne Weise mit einem tüchtigen Schind empfangen!“

„Man war beim Tisch und ein alter, düstiger Kleinmann funtelte in den Gläsern, als der Freiherr eintrat. Ein Blick auf sein strahlendes Gesicht sagte dem Landrath gemüß.“

„Tusch! Tusch!“ rief er dem aus der Stadt bestellten Klavierspieler am Beckstein-Hügel in Saale nebenan zu. „Unser alter alter, guter Freund, unser lebenswürdiger Gastgeber und Wirt, unser ansehnlicher Oberbürgermeister von Hohenbüch — er soll leben! Doch! Doch! Und abermals — Doch!“

Der Weichsten drohnte, die Stimmen drauffen, die Gläser klangen, der Freiherr stand hoch aufgerichtet in der Mitte des Zimmers und lächelte, lächelte nach allen Seiten und Frau Henriette fiel ein Stein vom Herzen. Gleich darauf fiel sie selbst — ihrem Gatten um den Hals und lachte und weinte, stammelte und schluchzte.

„Ach, Rodus, lieber Rodus, wach' ein Glück! Nun braucht doch Ulla nicht diesen Oeden . . .“

Herr von Rohnsdorff preßte einen Augenblick die Lippen aufeinander und machte sich von ihr los, um die vielen sich ihm glückwünschend entgegenstreckenden Hände abzuwehren.

„Aber, meine Herren, meine verehrten Freunde,“ rief er, ein ihm zugereichtes Glas nehmend, „ich bitte Sie . . .“

„Still!“ schrie der Landrath, „Rodus will reden!“

„Alles eilte auf seinen Platz zurück. Der Freiherr verneigte sich leuchtenden Auges.“

„Ja, meine Herren,“ sagte er, „wir haben gesiegt. Und es ist ein großer Sieg. Der Sieg der idealen Weltanschauung über den Besessenen der Sozialdemokratie, der Sieg der gefunden Intelligenz über die phantastische Träumerei.“

„Deunbe Intelligenz!“ warf eine Stimme ein. „Sehr gut besetzt!“

Herr von Rohnsdorff machte dem unbefannten Sprecher eine lebenswürdige Verbeugung. (Fortf. folgt.)

Die heilige Liebe.

Eine Fingergeschichte von Reinhold Ortman.

(Schluß.)

Aber der Herr Direktor hat gesagt, daß es so in seinem eigenen Interesse geboten sei, und Gott weiß es, daß sie bereit ist, für ihres Kindes Wohl auch das härteste Opfer zu bringen.

Ihre Füße sind schmerz, und ihr ist, als ob sie eine furchtbare Last zu tragen hätte. Eine kleine Müdigkeit hat sie mit einem Mal überfallen. Der Gedanke an den langen, schattenlosen Weg

nach dem Bahnhof, den sie nun einsam zurückgehen wird, wie sie ihn gekommen, flößt ihr Grauen ein und sie sieht sich nach einer Bank um, auf der sie wenigstens für einige Minuten ruhen könnte.

Da schlugen helle, liebliche Klänge an ihr Ohr — der Chor-gesang jugendlicher Stimmen, der aus den Fenstern der kleinen

Waisenhaus-Kapelle in den stillen Morgen hinausklingt. Das würdige Gotteshaus ist nur um fünfzig Schritte von ihr entfernt, und unübersehlich sieht es die Frau dahin. Sie will sich nur auf eine kleine Weile ausstrecken, irgendwo im Winkel; man wird sie ja nicht gleich sehen.

Als sie bestiumt durch die angelegte Thür eintritt, beginnt eben die Predigt. Ein junger Mann mit bloßem Schwärzergesicht steht auf der Kanzel, wahrlich nicht er noch Kandidat. Und vor ihm stehen Kopf an Kopf die Böglinge des Waisenheuses, große und kleine, blonde und brünette, aber alle mit kurz gehörsenen Haaren und laubenen weißen Volskragen. Durch die Fenster fällt in breiten Strahlenbündeln das Sonnenlicht. Es läßt die metallenen Leuchter auf dem einfachen Altar aufblitzen, wie wenn sie von echtem Silber wären; es streift das aschfarbige Antlitz des Kandidaten und mehr hier und da um den Kopf eines armen Waisenknaben etwas wie flimmernden Glorienlicht. Von den schmudlosen Wänden aber wiederhallt die feterlich erhabene Stimme des Predigers, und die Worte des Fingeliebesangels klingen den jungen Hörern in die empfänglichen Herzen, wie wenn sie ihnen vom Himmel herab verflüht würden.

Zunächst der Thür ist noch eine leere Bank, und die Frau hat sich zaghaft an ihrem äußersten Ende niedergelassen, von behändiger Furcht erfüllt, daß einer der Lehrer sie hinausweisen werde. Schüchtern nur läßt sie den Blick unternehmen nach ihrem kleinen Knaben, während ihr das Herz klopf, als ob es zerpringen wollte. Es ist nicht leicht, ihn heraus zu finden, denn die Kleinsten sitzen ganz vorn, der Kessel am nächsten. Aber ein Mutterauge sieht scharf, wieviel Tränen es auch getriebl haben mögen. In der ersten Reihe hat sie ihn entdeckt, ganz in sich zusammengekauert und das Köpfchen nach vorn gelenkt, so daß sie nichts von ihm sieht als die blauen, durchsichtigen Stranienchen, und die kleinen, goldenen Locken, die sich trotz der unarmberägen Schere schon wieder auf seinem Scheitel zu fränseln beginnen.

Sie weiß nicht, welches der Mundstück seines Gesichtes sein mag; aber in der Haltung seines kleinen Körpers ist so viel todesmüde, hoffnungslose Traurigkeit, daß es ihr wie mit zweifelhafteigen Messern in der Seele weht. Wie nahe der arme Junge auch dem gottbegnadeten Kandidaten sitzen mag, er hört von seinen tönenden Worten höchlich ebenwies als sie. Woran er denken mag? Wer wollte sich getrauen, ein Kinderberz zu ergandeln? Wohllich denkt er nur an die schreckliche Wehklappe und an die Schläge, die er bekommen hat, weil er so traurig ist. Wieviel aber denkt er auch an ein anderes Fingeliebes, das das freundliche Stübchen mit schüchternen Birkenreisern und blühenden Flieder geschmückt war, da ein lächelnder, blondhärtiger Mann ihn auf seinen Schultern reiten ließ und alle Wangen der hohen Schule mit ihm durchmachte, bis er in hellem Jubel seine Arme um den Hals des Mannes schlang und übermühtig jauchzte: „Gnab, Vaterchen! — Votte-däh!“

Ob er daran denkt, wer weiß es? — Die Frau aber denkt daran, und vor ihre Augen lag es sich wie ein Schiefer vor heiß aufsteigenden Tränen. Die Worte des Predigers schlugen an ihr Ohr, als sämen sie aus weiter Ferne. Einiges davon aber versteht sie doch. Sie hört, daß er von der Liebe spricht, von der süßen, himmlischen Liebe, die Noth und Tod überwindet — von der heiligen Liebe, welche nach des getreuesten Erbitters Willen die ganze Menschheit umschlingen und sie zu einer einzigen Familie machen soll. Und sie hört, wie er seine kindlichen Hörer auffordert, gerade an diesem Fingertage eingebend zu sein der

werkthätigen Liebe, die auch sie zu ihrem Heile erfahren — wie er sie zur Dankbarkeit mahnt gegen den menschenfremdlichen Begründer der Anstalt und gegen alle die edlen, selbstlosen Männer, deren christliche Liebe ihnen so überreich das früh verlorne Elternhaus ersetzt.

„Kohl's auch nicht grünen, wenn mich auch sagt, daß ihr arm seid. Nur die Thorheit der Knäuzeligen kann so zu euch sprechen. Hier in diesem Hause seid ihr reich. Denn Liebe waltet über euch, selbstlose, heilige Liebe, wie Christus der Herr sie über seine Apostel kommen ließ an Tage der Anlegung des heiligen Geistes.“

Er macht eine kleine Pause und es ist todtensill in der Kapelle. Da plötzlich hört man von der ersten Reihe her ein Schlingeln — ein trostloses, bestreßendes Weinen, gegen das der schwache Fingervorte lang gekämpft haben mag, bis es ihm endlich an Kraft gebricht, die Thränen zurückzuhalten. Die Lehrer werfen verdrückliche Blicke auf den kleinen Linder und seine Nachbarn kniffen ihn heimlich, aber er weint und weint — leise, unaussprechlich, hoffnungslos, so wie ein Erwaadner nur an einem frischen Grabe weinen kann.

Die Predigt ist aus, und nach kurzem, feterlichem Orgelvorpiel stimmt die jugendliche Gemeinde mit hellem, frischem Klange abermals die Weise des Fingeliebes an:

„Du süße Lieb, du himmlisch' Gut, daß uns empfunden der Liebe Gluth, Das wir uns von Herzen einander lieben, Ein's Sinns des Herrn Gebot ausüben, Erbarm Dich, Herr!“

Paarweise, in musterhafter Ordnung, verlassen die Böglinge des Waisenheuses die Kapelle, und verwundert blicken sie alle auf die ärmlich gekleidete Frau, die mit thränengefüllten und doch so seltsam leuchtenden Augen neben der Ausganges Thür steht. Und dann schallt es mit einem mal juchzend, indeed, voll namenhafter Glückseligkeit durch den geweihten Raum: „Mutterlein! — Mein liebes, liebes Mutterlein! — Ach, wie freu ich mich, mein liebes Mutterlein!“

Die Frau nimmt den schmüchternen Knaben an ihren Arm. Sie sagt kein Wort und sie fragt niemanden mehr um Erlaubniß. All' ihre Müdigkeit ist dahin und ihr Herz ist voll Fingeliebesfreude und Lenzeshoffnung, wie in der Tagen der ersten Liebe. Müßig schreitet sie mit ihrer geliebten Bürde durch den blühenden Garten dem ehernen Gitterthore zu, von keinem aufgehalten; denn noch begreift ja keiner der Ueberwachten, was sie im Sinne hat.

Erst als kirschend die Worte hinter ihr ausgefallen ist, setzt sie den Knaben nieder und bedeckt sein blaßes, thränenfeuchtes Gesichtchen mit ihren Händen.

„Seht fahren von mich das Hans, Willi — und jetzt laß ich dich nicht mehr von mir, lo lang ich lebe.“

Man kann sehen sie zusammen den langen, schattenlosen Weg nach dem Bahnhofe — blauend, lachend, fröhlich, wie wenn das sonige Fingeliebes für sie allein in die Welt gesetzt worden wäre. Nun hören sie droben in den blauen Häfen die Herzen jubeln, nun spüren sie den süßen Duft der Linden und sehen das laffige Grün der jungen Weidenmaten. Sie gehen hinaus in den harten Kampf des Lebens, der Armut entgegen und der bitteren Noth; aber in ihren Herzen ist trotzdem Licht und Freude, denn die Liebe ist ja mit ihnen — die heilige Liebe!

Bunte Zeitung.

Die Archimedes die spezifische Schwere entdeckte. Der König von Syrakus fühlte das menschliche Bedürfnis, seine goldene Krone modernisieren zu lassen. Er ließ seinen Hofgoldschmied kommen, stellte ihm seinen Wunsch mit und überanordnete ihm die nötige Quantität Goldes, welche ihm vom Schatzmeister zugemessen wurde, denn der König war ein weiser und sparsamer Regent, welcher Ueberverordnungen durch seine Vorfahren nicht liebt. Als der Künstler das neue Schmelzstück dem König überbrachte, wag er es bemehlen vor, zum Beweise, daß er ein getreuer und ehrlider Mann sei. Der König war es zufrieden und reich belohnt zog jener von dannen. Nicht lange hatte aber estere mit der neuen Krone regiert, als schon schwarze Zweifel in seiner Seele aufstiegen. Konnte nicht der Goldarbeiter des rothen Metalles doch einen Theil an sich gerofft und den Defekt durch noch rötheres Kupfer ersetzt haben? Was bewies das volle Gewicht dann? Eine königliche Münze mit bereiteten Wardenen gab es damals noch nicht, und deshalb ward Archimedes — der berühmte Geometer und Mechaniker (geb. um 287 v. Chr.) — zu Hofe beschieden, und ihm die schwierige Aufgabe gestellt, die Sache genau aufzuklären. Aber der Gelehrte wachte momentan auch seinen Rath und erbat sich daher, wie es auch jetzt noch in solchen Fällen geschieht, Abenkheit aus. Gewand und Kerze er über die sonnenbeschlichte Straße dem Küste liegenden Bade zu, um dort mit Ruhe dem Nachdenken zu fröhnen. Als er in die Banne stieg, welche des Bades Meister allzuweh gefüllt hatte, kann das

Wasser über den Rand des Gefäßes — und das Problem war gelöst. Man sagt, daß der glückliche Entdecker so erfreut über jene Erungenschaft war, daß er dem Zeus hundert Oshen opfachte, ein Faktum, welches bei dieser edlen und nützheden Verdienstes einen lo dauernden Eindruck machte, das noch heute alle Oshen in Angst gerathen sollen, wenn eine neue Wahrheit gefunden wird. Was hatte denn Archimedes gefunden: er hatte entdeckt, daß jeder Körper die seinem Volumen entsprechende Menge Wasser beim Eintauchen verdrängt, daß er also im Wasser gezogen um so viel leichter gefunden werden muß, als die Wassermenge austritt. Wagt man also einen Körper von beliebiger Gestalt zuerst in Luft, dann in Wasser untergetaucht, so giebt ihm Gewicht in Luft, geteilt durch seinen Gewichtsverlust im Wasser, an, wievielmal schwerer er ist als das gleiche Volumen Wasser. — Zur Veranschaulichung des Gesagten wollen wir unsere Geschichte vervollständigen. Ein Stück reines Gold wird wegen seiner größeren Schwere bei gleichem Gewicht verhältnismäßig weniger Wasser verdrängen als ein Stück leichtes Goldes. Geht, Archimedes hätte gefunden, daß die Krone des Königs in Wasser 1/2 ihres Luftgewichts verlore, daß dagegen ein Barren reines Goldes nur 1/10 seines Gewichtes einbüßte, so war damit der Beweis geliefert, daß die Krone aus minderwertigem Metalle hergestellt war, eine Schlingelgerung, welcher sich der König, wie er das archimedische Prinzip verstand, wie uns die Sage berichtet, nicht verschloß.

Die Amerikanerinnen. Eine ganz hervorragende Stellung, so erzählt Johannes Hoffmann in seinen lezten erschienenen

